

Emanuele Tiburzio
mit Alice Huth



Junior, der Lebensretter

Mein Hund entdeckte meine Krebserkrankung –
nur deshalb bin ich noch am Leben

mvgverlag 

die Superhelden, deren Abenteuer mich elektrisierten, hatte ich ein verborgenes Leben, ich hatte ein zweites Gesicht, von dem die Welt, in der ich mich gerade bewegte, nichts ahnte. Es war ein Spiel, und ich war ziemlich gut darin.

Hundejahre

Ein Leben lässt sich anhand von Prüfungen, von Umzügen oder runden Geburtstagen erzählen. Von Liebesbeziehungen, Scheidungen oder Jobwechsel. Ich will mich an den Hunden orientieren, die mir zur Seite standen.

Wenn ich Jacky, Joyko, Barneby und Monti hier einen Platz einräume neben Junior, der bestimmt eifersüchtig wäre, wenn er lesen könnte, erscheint es mir nur recht und billig. Jedes dieser Tiere vertraute mir so bedingungslos, war mir so treu, wie es nur echte Freunde sind.

Ich weiß nicht, ob Jacky oder Monti wie Junior die Veränderung meines Körpergeruchs bemerkt hätten, die der Krebs bewirkte, aber möglich ist es. Es ist eine Frage des Instinktes, der Biologie. Und eine Frage der Verbindung zwischen Mensch und Tier.

Schon als kleiner Junge habe ich Tiere geliebt. Mit Vierbeinern verstand ich mich blind; ich mochte die Tiere auf den Bauernhöfen, die Rehe, Hasen und Füchse aus dem Wald und auch die Streuner von der Straße. Fiel ein Vogeljunges aus dem Nest, trug ich es in der hohlen Hand nach Hause und pflegte es gesund. Heimlich fütterte ich wilde Katzen an, und wenn ich kranke oder angeschossene Tauben fand, brachte ich sie in einem Schuhkarton zum Tierarzt.

Nichts wünschte ich mir sehnlicher, als einen Hund zu haben. Leider war ich in meiner Familie mit meiner Tierliebe allein. Im Süden, wo meine Eltern geboren sind, hält man Nutztiere. Es gibt das Vieh und die Hunde, die das Haus bewachen. Du respektierst sie, aber du liebst sie nicht – sie sind nicht Teil des Hauses, Teil der Familie, wie wir es kennen. Ich hatte also schlechte Karten – was die Unbedingtheit, mit der ich mein Ziel verfolgte, kein bisschen schmälerte.

In einem besonders heißen Sommer ergab sich plötzlich die ersehnte Chance.

Wie jedes Jahr verbrachten wir die Ferien in den Abruzzen, wo meine Eltern ein Haus haben. Es lag auf dem flachen Land, umgeben von Höfen und Feldern. Abends holten wir frische Milch, und die Bauern schenkten uns, was ihr Land zu bieten hatte: Käse, Tomaten, Olivenöl. Für mich mischte sich das Aroma des Südens mit Stallgeruch – wann immer ich Zeit hatte, lief ich zu den Ställen und Zwingern, streichelte Kälbchen, die mir mit rauer Zunge die Hand abschleckten, spielte mit den Kätzchen oder sprach mit Zwingerhunden, die mich durch die Gitterstäbe neugierig ansahen.

Am Abend vor unserer Abreise begleitete ich den Bauern des Nachbarhofes – einen kleinen, sonnegebräunten Mann mit lustigen Augen, der stets Stroh an der Hose hatte – in den Stall, um dort die Kälbchen zu streicheln. Am Rand eines großen Heuhaufens entdeckte ich eine Hundemutter mit ihren Welpen. Es waren fünf Stück. Kleine, schwarz-weiße Körper, Minischnäuzchen, geschlossene Augen. Sie waren noch blind und hilflos, erst vor drei, vier Tagen auf die Welt gekommen, und schon sollten sie sich wieder von ihr verabschieden.

Der Bauer beugte sich zu mir herunter, während ich die Welpen streichelte. »Tja, morgen stecke ich sie in einen Sack,

und dann knalle ich ihn gegen die Wand.« Als er das Entsetzen in meinen Augen sah, zuckte er mit den Schultern. »Glaub nicht, mir macht das Spaß, Junge. Aber wir können sie nicht durchfüttern. Wir haben genug Mäuler zu stopfen.« Was für mich undenkbar war, gehörte für ihn zum Alltag, wie die Heuernte oder das Stroh dreschen. Die Welpen würden nicht leiden, ihr Tod wäre schnell und schmerzlos, sagte er.

Noch während er redete, nahm ein Plan in meinem Kopf Gestalt an. Ich würde eines dieser kleinen Wesen retten. Ein Leben bewahren. Endlich einen Hund haben.

Nachts schlich ich auf Zehenspitzen aus dem Zimmer, das ich mir mit meiner großen Schwester Martha teilte, lief die fünfhundert Meter zum Nachbarhof und drückte vorsichtig die Stalltür auf. Sekunden später fiel der Lichtkegel meiner Taschenlampe auf ein Knäuel, aus dem kleine Hundeschnauzen, Beine und Schwänzchen hervorlugten. Beherzt griff ich nach dem Welpen, der mir schon am Abend aufgefallen war. Ich verbarg ihn rasch in meinem Anorak und sprintete zurück ins Haus.

Wenige Stunden später war das Auto beladen, und jeder saß an seinem Platz: mein Vater und meine Mutter auf den Vordersitzen, mein Bruder Nathan, der Älteste von uns Geschwistern, Martha und ich auf der Rückbank. Außer meiner Schwester wusste niemand, dass wir einen blinden Passagier an Bord hatten, handteller groß und weiß, mit schwarzen Ohren. Die Sommerferien waren vorbei, und kaum hatten wir die Autobahn erreicht, kam der Verkehr zum Stehen. Nun hieß es geduldig sein. Nichts tat sich, und irgendwann, bei Hitze und Stillstand, flog mein Geheimnis auf. Ich weiß nicht, ob mein Vater oder meine Mutter die Bewegung unter meinem Pulli im Rückspiegel wahrnahm, aber ich erin-

nere mich, dass mein kleines Versteckspiel nicht ohne Folgen blieb.

Sofort war Papa auf hundertachtzig.

»Keiner von uns hat Zeit für einen Hund, keiner kennt sich mit Tieren aus, wie konntest du nur so eigenmächtig, unverantwortlich ...« et cetera pp. Mein Vater klang so wütend, dass ich fürchtete, er würde dem Wagen vor uns hinten auffahren. Während er auf mich einredete, musterte meine Mutter das kleine Leben in meinem Arm. Dieses Tier sah nicht aus, als würde es auch nur fünf Minuten länger in einem überhitzten Wagen überleben. Sie entschied, dass sein Leben an einem seidenen Faden hing und dass es sich lohnte, darum zu kämpfen.

»Das Tier braucht Wasser«, sagte sie entschieden. »Wasser. Und Milch.« Damit war die Diskussion beendet. Mein Vater schwieg und konzentrierte sich aufs Fahren. Wir hatten Familienzuwachs und basta. Während der nächsten vier Stunden waren wir damit beschäftigt, dem Welpen aus einem Ministrohalm Milch einzuflößen. In Anbetracht der besonderen Umstände, die seine Aufnahme in die Familie begleiteten, schlug Martha vor, ihm den Namen *bouchon* (französisch für »Stau«) zu geben. Aus *bouchon* wurde *tappo*, das italienische Pendant, und irgendwann hörte unser kleiner Freund auf den Namen *Jacky*.

Jacky war vom Glück begünstigt. Er war dem Tod in der Scheune entkommen, er überlebte die Fahrt und auch die nächsten Wochen, Monate und Jahre.

Noch heute sprechen meine Mutter und ich gern über die erste Zeit mit ihm. *Jacky* wuchs zu einem wunderschönen kniehohen Setter mit seidigem Fell heran. Wenn jeder meiner Hunde eigen war, wenn jeden etwas anderes auszeichne-

te, dann war es in Jackys Fall Eitelkeit. Er liebte es, gebürstet zu werden, gestreichelt und gekost. Ich sehe ihn noch in der Sonne im Garten liegen, eine sanfte Brise streicht durch sein helles Fell, er hat die Pfötchen übereinandergeschlagen und schaut zufrieden zu uns herüber. Jacky badete in unserer Aufmerksamkeit wie eine kleine Diva. Dass sein Leben in einem Heuhaufen im Kuhstall begonnen hatte, war bald nur noch schwer vorstellbar.

Jacky war der erste Hund in meinem Leben – und für mich nahm die Geschichte mit ihm kein gutes Ende. Ein paar Jahre nachdem wir ihn bei uns aufgenommen hatten, unternahmen meine Eltern mit Martha und mir eine Kreuzfahrt. Mein Bruder Nathan blieb mit Jacky zu Hause. Als wir nach zwei Wochen zurückkamen, begrüßte uns Jacky nicht wie üblich an der Haustür. Ich trat an meinem Bruder vorbei, lief durch das leere Haus und rief mit wachsender Unruhe nach meinem Hund. Alles blieb still.

Wenig später gestand Nathan mit hochrotem Kopf, was passiert war: Ihn hatte die Verantwortung genervt, er litt unter einer Hundeallergie, und er behauptete, der Geruch des Hundefutters habe ihm Übelkeit bereitet. Dann war ihm ein verhängnisvoller Einfall gekommen. Er würde Jacky einfach vorübergehend – nur für die Zeit unserer Abwesenheit – in ein Tierheim bringen. Der Hund wäre versorgt, und er hätte seine Ruhe. Ich erinnere mich noch gut an seine Verlegenheit und an meine Wut – stumm vor Zorn stand ich vor meinem großen Bruder, die Hände in der Hose zu Fäusten geballt, und hasste ihn aus ganzem Herzen.

Natürlich fuhren wir sofort ins Tierheim. Wir wollten den Irrtum aufklären und Jacky nach Hause holen. Die Dame, die uns empfing, schüttelte verständnislos den Kopf.